

(Nachdruck verboten.)

9) Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Nein,“ sagte Grete Anders, „solch ein Exemplar wie Dich gibt es nur einmal auf Gottes Welt, und wir beide sind froh, daß wir Dich haben, sind unglaublich froh und stolz! Wie, Mutter? Gerade so wie Du bist gefälligst Du uns beiden!“

„Kind, Du machst mir ja eine ordentliche Liebeserklärung!“

Sein Gesicht strahlte, und seine kleinen Neugelschen blickten urfidel auf das große, schöne Mädchen, das sein tiefer Stolz und seine ganze Freude war.

„Aus dem Geschäft lassen sie Dich alle grüßen,“ sagte sie zärtlich, „war das ein Schreck, als ich es erzählte!“

Und plötzlich lachte sie laut auf, und in ihren Augen spielten tausend Kobolde.

„Mein Italiener,“ erzählte sie, „wollte mir gerade wieder einen Heiratsantrag machen. Er hatte sich in feierliche Positur gestellt und erwartete mich mit einem mächtigen Blumenstrauß. Na, er merkte es an meinem Gesicht, daß die Stunde nicht besonders glücklich gewählt war. Uebrigens haben sie sich alle sehr nett benommen. Sie haben mich förmlich gedrängt, nach Hause zu gehen, als sie meine Unruhe merkten.“

Frau Anders sagte:

„Die Sache mit Canelli solltest Du nicht so scherzhaft behandeln, Grete. Der Mensch meint es furchtbar ernst, und Du hast nur ein Gelächter dafür.“

Ihre Büge verfinsterten sich.

„Solange ich ihn noch humoristisch nehmen kann,“ sagte sie nach einer kleinen Weile, „bin ich zufrieden. Uebrigens, wer weiß, wie lange das noch dauert,“ brach sie kurz ab und begab sich aus dem Zimmer.

Nach einer kleinen Weile sagte Herr Anders:

„Mutter, mach' Dir keine unnötige Sorge und laß das Mädchen gehen! Die ist flügge und findet ohne uns ihren Weg.“

„Darum bin ich auch nicht in Sorge,“ erwiderte die alte Frau. „Auf unser Kind ist gewiß Verlaß. Mir ist nur vor diesem Menschen bange, der das Kind mit seinen Anträgen verfolgt und sich in seiner Leidenschaft nicht zügelt. Vor den Italienern soll man sich in acht nehmen. Du hast es mir selbst oft genug gesagt . . . sie sind ein Menschenschlag, dem man nicht trauen darf!“

„Mutter, mal' mir nicht den Teufel an die Wand und gib mir jetzt den Klavierauszug und Notenpapier; ich habe dem Komponisten versprochen, in den nächsten acht Tagen mit der Instrumentation fertig zu sein.“

„Unter keinen Umständen!“ gab sie zurück. „Das fehlte mir, daß Du im Bett . . .“

„Die Instrumentation muß fertig werden,“ entgegnete er unerschütterlich. „Da hilfst mir kein Gott! Und sie wird fertig werden!“ setzte er lächelnd hinzu.

„Er soll sich seinen Schmiarrn selbst instrumentieren!“ murkte sie ärgerlich. „Ein schöner Komponist, der sich von Fremden die Arbeit machen läßt!“

„Aber Mutter, nun fängst Du wieder zu poltern an. Hundertmal habe ich Dir auseinandergesetzt, daß jeder Handwerker instrumentieren kann.“

„Und was stellt jedesmal in den Zeitungen? Wie „sein und eigenartig die Instrumentation ist!“ Und das steckt der Mensch, ohne mit den Wimpern zu zucken, ein und läßt sich wegen einer Sache lobhudeln, für die er nichts kann. Ich sage, es ist eine Schande!“

Anders fuhr durch sein dichtes, graugesprenkeltes Haar.

„Du ärgerst mich! Du redest Unsinn! Lapidaren Unsinn! Wer zwingt mich denn, die Arbeit zu tun? Und bezahlt mich etwa der Mann nicht anständig? Können wir den Zuschuß nicht gebrauchen? Von dem bißchen Flötenspielen könnten wir doch nicht existieren! Also greine nicht, Mutter! Und jetzt sage ich: den Bleistift her und das Notenpapier! Du sollst einmal sehen, wie famos es geht, wenn Du mir noch ein Kissen unter den Rücken schiebst.“

Und als sie etwas widerwillig seinem Befehl Folge leistete, zog er sie zu sich herab und sagte:

„Du dumme Alte! Sieht mich immer noch mit verliebten Augen an und glaubt, ich sei ein großer Musikus. Quartspitzen! Ein Stümper bin ich, der quiettschbergnügt sein muß, wenn man ihn ungeschoren sein bißchen Brot verdienen läßt!“

Sie reichte ihm das Notenpapier, und bald kitzelte er so eifrig, daß er sie und alles andere vergaß . . .

Sie sah ihn zärtlich an und schlich sich in die Küche, um zu sehen, was das Mädchen trieb . . .

Neuntes Kapitel.

Der Brief, den Kessler nachdenklich immer und immer wieder las, hatte folgenden Wortlaut:

„In der Angelegenheit Ihres Theaters wäre ich vielleicht in der Lage, Ihnen interessante Mitteilungen zu machen und eventuell nicht unerhebliche Dienste zu leisten. Ich richte daher an Sie die ergebene Bitte, mir eine Zusammentkunft gewähren zu wollen. Da die Sache drängt und nicht viel Zeit zu verlieren ist, so bitte ich Sie freundlichst, falls es Ihre Zeit erlaubt, sich nachmittags zwischen halb fünf und fünf Uhr im „Café des Westens“ einzufinden. Falls Ihnen die Stunde nicht paßt, bitte ich um Bescheid und die Angabe einer anderen Zeit.“

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung

Fritz Steinert.“

Kessler las diesen Brief mit gemischten Gefühlen. Er kam ihm wortreich und wichtigtuersich vor. Dabei drückte der Inhalt eine gewisse Unterwürfigkeit aus, die Kessler deutlich empfand. Aber es gab in diesem Schreiben eine Stelle, die ihn entzückte und die er immer und immer wieder las. Und diese Stelle lautete:

„In der Angelegenheit Ihres Theaters.“

„Mein Theater!“ murmelte er leise vor sich hin. Dieser Mann schrieb, als ob es sich bereits um ein festes Abkommen handelte. Der erste Mensch, der an „sein“ Theater glaubte, „sein“ Theater ernst nahm, nicht als bloßes Hirngepinst betrachtete! Und diese Worte erfüllten ihn mit solcher Dankbarkeit, daß er alle Bedenken gegen die weitschweifige Form dieses Briefes unterdrückte und für den Schreiber eine fast zärtliche Sympathie faßte.

Woher wußte der Mensch von „seinem“ Theater? Vielleicht war es gar einer der Miteigentümer des Grundstückes, und eine Minute später zweifelte er keinen Moment mehr, daß nur ein Interessent den Brief geschrieben haben könnte. Keine andere Seele in der Welt wußte von seinem Vorhaben.

Es war ganz klar, daß Herr Kleefeld dem Aufsichtsrat von seiner „Offerte“ Mitteilung gemacht hatte und daß einer der Herren sich jetzt an ihn persönlich wendete, um die Verhandlungen in Gang zu bringen.

Eine große Freude durchdrang ihn. Am Ende war er dem Ziele nahe! Vielleicht wußte sich nun doch aus all den kühnen Traumgebilden eine schöne Wirklichkeit, und das Glück, auf das er mit so zähem Langmut und unerschütterlichem Glauben gewartet hatte, kam zu ihm . . .

Aber als der erste Rausch verfliegen war, kalkulierte er ernsthaft, wie er sich so einem Kapitalisten gegenüber benehmen müßte, um Vertrauen zu erwecken und sich nichts zu vergeben.

Er lächelte in sich hinein. Er wußte, daß er Haltung bewahren würde. Er würde eine Viertelstunde später kommen als zu der festgesetzten Zeit. Er würde seine Ungeduld bezähmen, möglichst zurückhaltend und kühl sein, verbergen, welche Wünsche in ihm arbeiteten, sich mit keiner Miene verraten, kühl und geschäftsmäßig die Angelegenheit behandeln, keine Sekunde sich in die Karten blicken lassen — das war sein Programm.

Mitten in diese Phantasien und Vorstellungen schob sich durch Gedankenverbindungen, denen er nicht auf den Grund zu gehen vermochte, so sehr er auch grübelte, das Bild der Grete Anders. Er sah jeden Zug ihres Gesichts, sah, wie sie stolz den Nacken zurückwarf und ihn mit funkelnden Augen unmutig anblickte. In ihm steckte von Haus aus eine gute Portion Aberglaubens. Er war ein Fatalist, der in den Zufällen des Lebens das Leben sah, und er glaubte nun unerschütterlich fest, daß die Vorkommnisse der letzten Tage im engsten Zusammenhang stünden, und daß sowohl Herr Freitag wie Grete Anders durch irgendwelche geheimnisvolle und un-

ergründliche Täden mit ihm und seinem Schicksal verknüpft seien.

Aber zu dem Mädchen zog ihn nicht nur sein Fatalismus. Seine Sinnen- und Gefühlswelt war durch sie in Verwirrung geraten; weil er aber stets allem Gefühlsmäßigen kühl und mißtrauisch gegenübergestanden hatte, so suchte er sich einzubilden, es sei eine räthelhafte Neugier, die ihn trieb und lockte, ihr Wesen zu ergründen, oder ihr sonderbarer Aufzug zu jener nächtlichen Stunde habe auf seine Künstlerphantasie mehr als billig eingewirkt.

Aber wie er sich auch den Fall zu erklären suchte — seine innere Unruhe wuchs und wurde stärker. Es lastete auf ihm, daß er so in Unfrieden von ihr geschieden war, und daß sein plötzlicher Einfall in diese still umhegte und umfriedete Häuslichkeit nicht eine Brücke zu ihr geschlagen, sondern die lose angeknüpften Beziehungen abgebrochen hatte.

Und auf einmal kam ihm die eigensinnige Idee, daß all sein Vorhaben mißglücken müßte, wenn es ihm nicht gelänge, Grete Anders zu sich herüberzuziehen, zum mindesten aber auszuföhnen. Und wie einmal der Gedanke in ihm Wurzel gefaßt hatte, vermochte er ihn nicht mehr auszuschalten, und hartnäckig, wie von einer fixen Idee gepackt, wiederholte er sich beständig: „Ich muß mit ihr meinen Frieden gemacht haben, bevor ich noch mit diesem Steinert zusammenkomme.“

Und nun zerbrach er sich den Kopf, wie er dies bewerkstelligen könnte. . . . Es wollte ihm aber nichts einfallen. Langsam und sorgfältig machte er Toilette, steckte die nagelneuen Glacees in den Mantel und schritt dann langsam die Treppe hinab.

Auf dem letzten Absatz begegnete ihm Herr Freitag. Der kleine Mann blieb dicht vor ihm stehen. Er nahm eine steife, gerade Haltung an und sah mit traurigen Augen groß und fragend zu ihm auf. Er sprach kein Wort. Refler wurde etwas unheimlich vor diesem Blick.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich habe über Ihre Angelegenheit sehr gründlich nachgedacht. Sie werden meinen Entschluß bald hören. Ich bitte mich jetzt zu entschuldigen, ich habe in meiner eigenen Sache eine entscheidende Konferenz, bei der ich mich nicht verspäten darf.“

Herr Freitag zog den Hut und verbeugte sich tief. Dann gab er Raum und ließ Refler vorbeigehen.

Dem Baumeister wurde einen Augenblick unbehaglich zu Mute.

„Nacht sich der über dich lustig? . . .“ fragte er sich im stillen. „Hat er dich durchschaut? . . . Oder hast du ihm in der Tat einen so ungeheuren Respekt eingeflöszt, daß diese Verbeugung der Ausdruck seiner inneren Ueberzeugung war? . . .“

Seine Gedanken wurden abgelenkt. . . . Unten vor dem Hause stand sein Wagen. . . . Er lachte innerlich auf. In all den Aufregungen hatte er ganz vergessen, daß er sich einen Wagen hielt.

Nun war Herrn Freitags Gruß verständlich. Der Mann war von ihm durchdrungen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Student.

Von Karl Schönherr.

In die öde, kahle Bude des stud. med. Hartmoser scheint die Morgensonne. Auf dem Tische brennt noch, einem armen Seelenlichtlein gleich, die kleine Petroleumlampe mit dem gemodelten bleichernen Reflektor und dem angerusteten Glaszylinder. Was ihr an Leuchtkraft abgeht, ersetzt sie reichlich durch Gestank, der in Verbindung mit kaltem Pfeifenrauch und dem schalen Geruch nach einem ausgelöschten Spiritusbrenner sozusagen einen integrierenden Bestandteil jeder armen Studentenbude bildet. Auf dem Tische liegt ein ganzer Wust von Papieren, abgegriffenen Schriften, bausälligen Büchern und Zetteln; daneben ein Teller mit Wursthäuten und Schwarzbrotresten. In bezug auf die Wurst scheint man es hier sehr genau zu nehmen; die beiden Zipfel zum Beispiel sind mit einer technischen Meisterschaft behandelt, die auf langjährige Übung schließen läßt. Fein säuberlich ausgehöhlt und losgelöst von jeglichem Fleische liegen sie da wie zwei kleine durchsichtige Rapschen.

Ueber diesen Resten von Herrlichkeit ist der Student am Tische eingeschlafen. Er hat wieder die ganze Nacht durchgebüffelt; gegen Morgen sank ihm dann der Kopf auf das Buch nieder, und die Lider fielen über die Augen. Er sieht für einen Rigorosanten nicht sehr gestreich aus, wie er so mit halb offenem Munde und hängender Unterlippe auf dem Sessel lauert; im Gegenteile, er ist vor lauter Rechnen ganz dürr geworden, obwohl das gar nicht seine Absicht war.

An die vier Monate schon wickelt sich sein Leben in dieser erschreckenden Regelmäßigkeit ab:

Büffeln und ochen . . . Brot und Wurst . . . ochen und büffeln . . . Wurst und Brot . . .

Es gehört ein guter Magen dazu, aber arme Studenten haben ihn. Studenten sind ja so jugendfrisch.

Plötzlich schnellt er mit einem Satz fernzengerade vom Sessel auf. Einen Augenblick stieren die schlaftrunkenen Augen wirr herum; dann hat ihn auch schon wieder eine unsichtbare Gewalt zum dickleibigen Buche niedergerissen. Wie ein Automat, halb im Duse! sagt er den Satz her, über dem er eingeschlafen war.

Auf einmal zuckt er zusammen, als ob er einen elektrischen Schlag erhalten hätte. Um Gottes willen! Heute ist ja der große Tag, der Prüfungstag! Er reißt die Augen weit auf; nun ist er erst vollkommen wach geworden.

Entsetzt fährt er nach der Westentasche. Wie spät mag es nur sein? Da erinnert er sich, seine Uhr studiert ja im Versuchamt. Er hatte die paar Gulden gebraucht, um die Rigorosuntage voll zu machen. Wie besessen stürzt er in das Zimmer seiner alten Quartierfrau zur großen Wanduhr.

„Gott sei Dank, noch eine Stunde Zeit. „Frau Huber! Meinen schwarzen Rock! Verflucht, hören Sie denn nicht? Haben Sie ihn sauber gepuht?“

Die alte Frau Huber, welche sich eben in aller Behaglichkeit für Mittag einen Apfelstrudelsteig austreibt, hat eine satirische Ader. „Ganz sauber! Herr Hartmoser! Er glänzt wie ein Spiegel!“ „Und der Zylinder? Rein gebürstet?“

„Ganz rein, Herr Hartmoser! Mein Haar ist mehr darauf!“ Hartmoser stürzt in seine Bude zurück. Wie ein gekochtes Wild eilt er wieder an den Tisch, wühlt in den Zetteln, blättert in den Schriften. Mit wahnsinniger Hast durchfliegt er noch rasch ein Kapitel aus der Anatomie; mit dem einen Auge aber schießt er schon nach einer endlosen chemischen Formelreihe nebenan, und den Zeigefinger hat er zwischen den Seiten eines dritten Buches liegen. Weiß Gott, was dort noch für Schredgespenster schlummern.

Er wäscht sich. Da fällt ihm etwas Schredliches ein. Das Gesicht voll Seifenschäum, stürzt er auf die Anatomie los; bei einem Haare hätte er auf die Resapitulation des Sympathikusgeschlechtes vergessen. Er zieht die Stiefletten an und repetiert den „Schlingant“; er knöpft sich den Hemdkragen zu und murmelt:

„Cholalsäure C₆ H₈ O₆,
Glycocoll C₂ H₅ O₂ N . . .“

„Frau Huber,“ ruft er dann, zum schweren Gang gerüstet, noch hinter der geschlossenen Tür. „Also, ich geh' jetzt! Verfluchen Sie sich, damit mir nicht an meinem Prüfungstag schon gleich beim Verlassen der Bude ein altes Weib begegnet! Das bedeutet Unglück!“ Er wartet einen Augenblick, bis es aus irgend einem Winkel ruft:

„Jetzt können Sie schon gehen, Herr Hartmoser. Ich hab' mich gut versteckt, damit Sie sich am Ende gar auf mich ausreden, wenn es schief geht! Ich wünsche übrigens viel.“

„Ob Sie das Maul halten!“ brüllt der Student. Der Glückwunsch eines alten Weibes am Prüfungstage. . . . Das fehlte noch! Er flüchtet erschrocken durch Stube und Vorraum auf die Treppe.

Hartmoser steht bereits mitten im Rigorosenschlachgetümmel. Er besitzt am ganzen Körper kein trodenes Fleckchen mehr. Was ist Lindenblüthe gegen ein Negorosum! Die Haare sind verklebt, das Borshemd zerknittert, die Kraumatte verschoben, der Hemdkragen weich wie Frau Hubers Strudelsteig. Der Pshhil-Professor hat ihn schon auf zwei Monate geschmissen. Innerhalb zweier Monate Nachprüfung aus Pshhil. . . . das geht noch. Wenn sich nun aber auch noch der Physiolog „anhängt“, vor dem er jetzt, totenbange der Frage harrend, am grünen Tische sitzt, dann ist das ganze Negorosum hin, mit Inbegriff der Tage. Das viele Petroleum und die viele Wurst. . . . alles beim Teufel. . . . und die Tage! . . .

Es steigt ihm heiß in den Kopf auf und läuft ihm kalt über den Rücken.

Herrgott! Wenn er die Tage verlieren sollte. Und er hat sie so schwer aufgebracht. Fünfundzwanzig Gulden von seinem Studengeld abgehungert. . . . zehn Gulden ausgepumpt. . . . fünf Gulden vom Unterstützungsverein. . . . und schließlich mußte er noch die Uhr aufs Leihamt „ins Studieren“ schiden, damit es nur langie.

Wenn er nur schon einmal anfangen möchte, der Hund von einem Professor. Der Student fährt sich durch das Haar, er zupft an seinem Kragen, greift sich an das Herz und trippelt betart mit den Füßen, daß der Professor auf irrthümliche Gedanken kommt:

„Herr Kandidat, wenn Sie vielleicht einen Moment hinausgehen wünschen. . . . bitte!“

Der Professor sitzt so recht breitpürrig, satt angeessen da; er schluckt einigemal behaglich und beginnt dann mit fetter Stimme:

„Also, Herr Hartmoser. . . .“

Der Student schnauft tief auf. Nun geht es an!

„Sagen Sie mir, Herr Kandidat. . . .“

Der Student bewegt schon die Lippen und paßt auf wie ein Hund, dem der Herr das „Appockl“ werfen will.

„Was sehen Sie, wenn. . . .“

„Da sehe ich. . . .“

„Aber lassen Sie mich doch erst die Frage stellen! Ja? Also was sehen Sie, Herr Kandidat, wenn Sie. . . .“

Der Student sah bereits alles Mögliche: Grüne, gelbe, blaue Ringe . . . feurige Räder . . . zackige Blitze . . .
„Wenn Sie den Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskope betrachten?“

Nun sieht der Student auf einmal nichts mehr. Den Querschnitt eines Haares hat er sich nicht erwartet. Es legt sich wie Nebel vor seine Augen, und in seinen Ohren beginnt es zu brausen.

Der Professor läßt ihm Zeit zur Sammlung. Er hat seine goldene Uhr auf den grünen Tisch gelegt. Er spielt mit der Kette, besieht seine Fingernägel, bläst sich die Staubchen vom Rockärmel.

Der Student starrt mit verschwollenen Augen vor sich hin und sagt es an die zweiduzendmal seinem zermarterten Gehirn vor:

„Querschnitt eines Haares . . . Querschnitt . . . Querschnitt . . . Wenn er sich anhängt, ist die Lage hin . . . die Lage . . . Himmel, Herrgott . . . Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskope . . .“

Der Student rückt auf dem Stuhle gegen die Kante hin und beginnt mit lauter Stimme:

„Ich sehe da . . .“
Dann war es wieder still. Kein einziger Gedanke will über die Schwelle des Bewußtseins kommen.

„Na also,“ meinte der Professor nachhelfend, „Sie sehen einmal in erster Linie selbstverständlich . . .“ Der Student rückt wieder weiter gegen die Stuhlkante vor und nimmt neuerdings einen Anlauf:

„Ich sehe selbstverständlich . . .“
Gerade da, wo die Sache so selbstverständlich wurde, stadt er wieder.

Der Professor ließ an seiner Uhr den Sportsekundenzeiger springen. Das dünnt den Studenten ein schlechtes Zeichen. Nun muß augenblicklich etwas geschehen, um die tödliche Stille zu unterbrechen.

„Ich sehe da . . . wenn ich den Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskop betrachte, sehe ich . . . da sehe ich selbstverständlich . . . in erster Linie . . .“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Seine Augen suchen angstvoll alle Winkel des Prüfungszimmers ab, als ob ihm von irgendwoher Hilfe kommen müßte.

Der Professor wird immer zugenöpfter. Er sieht gelangweilt, trägt vor sich hin, mustert eingehend das grüne Tuch des Prüfungstisches und blinzelt von Zeit zu Zeit mit wachsendem Argwohn und Mißtrauen nach dem Kandidaten.

„Herr Kandidat . . . fahren Sie fort!“
„Wenn ich den Querschnitt eines Haares . . . so sehe ich . . . da sehe ich . . .“

Der Professor stadt endlich seine Uhr in die Tasche und erhebt sich.

„Ich sehe . . . es geht nicht! Ich dankel Bitte, der Nächste!“
Hartmoser macht keine Miene aufzustehen. So schnell läßt er sich nicht vom Prüfungstisch wegkomplimentieren.

„Entschuldigen, Herr Professor . . .“
„Was wünschen Sie noch . . .“

„Entschuldigen, Herr Professor . . . ich habe erst eine Frage bekommen . . . und jeder Kandidat hat das Recht auf drei Fragen!“

Da wurde der Professor auf einmal so höflich, so widerlich liebenswürdig.

„Bitte um Verzeihung, Herr Kandidat . . . Sie haben ganz recht . . . Ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie mich auf das Besehen aufmerksam gemacht haben!“

Er setzt sich wieder, nimmt wieder seine goldene Uhr heraus und legt sie auf den Prüfungstisch.

Der Student schöpft wieder Hoffnung. Noch hat der letzte nicht geschossen. So schnell läßt sich ein Hartmoser nicht erledigen! Wegen dieses dummen Haares ist noch nicht alles verloren. In dem zwölfhundert Seiten starken Buch über Physiologie stehen auch noch andere Sachen: Respiration, Blutdruck, Verdauung, motorische Nerven, Spirometrie, und weiß der Teufel, was sonst noch alles! Mit verbissener Entschlossenheit erwartet Hartmoser die nächste Frage.

„Also, Herr Kandidat, sagen Sie mir . . .“

Der Student packt wieder auf, wie ein Hund, dem der Herr das „Apport“ werfen will.

„Was sehen Sie, hm . . . früher hatten wir den Querschnitt, ja . . . also was sehen Sie, wenn Sie ein Haar der Länge nach durchschneiden, und dann diesen Längsschnitt unter das Mikroskop legen?“

Nun kniet Hartmoser auf seinem Sitze zusammen. Seine eben noch energisch geschlossenen Rippen lösen sich. Aus, fertig! Der kommt aus der Haarspalterei nicht mehr heraus. Nun mag es gehen, wie es mag.

Der Student besieht sich gemüthlich des Professors goldene Uhr mit dem Doppelmantel. Besonders interessiert ihn der lange Sekundenzeiger, der einem Spinnenbein vergleichbar über das Zifferblatt hüpfet.

„Herr Kandidat! Fahren Sie fort!“

Der Student sieht zum Fenster hinaus! Ein schöner Tag heute. Wie viel Grade mag es etwa haben! . . .

Wie aus weiter Ferne vernahm er noch die dritte Frage, was man sehe, wenn man ein schief durchschnittenen Haar unter das Mikroskop lege.

Hartmoser hätte lieber wissen mögen, wie oft der Professor etwa schon seine goldene Uhr verfest hatte, und was etwa ein Manichäer dafür gäbe. Wahrscheinlich nicht wenig. Es war ja ein Doppelmantel.

Wetor der Herr Professor den Kandidaten fortstießte, gab er ihm noch eine gute Lehre mit auf den Weg.

„Herr Hartmoser! Schauen Sie! Ich mein' es Ihnen von Herzen gut! Sie werden das erst in späteren Jahren einsehen! Lernen Sie, Herr Hartmoser! Lernen Sie! Was soll aus Ihnen werden? Wie wollen Sie jemals in der Welt Ihr Fortkommen finden, wenn Sie die einfachsten Dinge nicht wissen? — Der Nächste!“

Als die Quartierfrau Huber den Studenten die Treppe heraufkommen hörte, schlüpfte sie eilends auf den Gang hinaus.

„Herr Hartmoser, darf man gratulieren?“

„Alles hin, Frau Huber! Das Rigorosum . . . die Lage . . . schade um die viele Wurst, die Sie mir jeden Abend geholt haben . . . schade um das teure Petroleum . . .“

Der Zimmerfrau liefen die hellen Zähne über die Backen.

„Was? Herr Hartmoser . . . durchgefaust . . .? Hat es denn bei der Prüfung gar so grob gefehlt?“

„O nein, Frau Huber! Gar nicht grob! Gerade um ein Haar hat es gefehlt!“

Er trat ganz nahe an die Alte heran.

„Sie gestatten schon, Frau Huber!“

Er sieht die alte Zimmerfrau verah, hatte ihr Hartmoser aus der Wäsche, die ihre linke Wangenseite schmückte, ein Härchen ausgezupft und hielt es ihr dicht vor die Augen.

„Sehen Sie, weil ich von dem Querschnitt und von dem Längsschnitt und von dem Schiefsschnitt Ihres Wachsenhaares nichts gewußt habe, kann ich in der Welt kein Fortkommen finden.“

Dann stürzte Hartmoser wie ein Tigertier in seine Bude und warf die Türe ins Schloß, daß es krachte. Bald darauf vernahm man aus dem Kabinett heftiges Gepolter und ein Geräusch wie von fallenden mißhandelnden Büchern und zerknitterten Schriften. Die Winkel füllten sich mit losen Blättern und getnickten Buchdeckeln. Einen besonders dickleibigen Band, der schon schwerverlezt und hilflos auf dem Boden lag, regalierte der Student noch mit Fußtritten, bis es ihn endlich selbst packte, und wieder wie so oft, mit Allgewalt an den Studiertsch niederzwang. Es stieß ihn und rüttelte ihn die längste Weile; dann quollen die Tränen, einander überschlagend, aus den gerötheten, nachtmüden Augen auf den wackligen, schlechtgestrichenen Tisch nieder. Bald hatte sich auf diesem eine kleine Lache angesammelt.

Sogar die chemische Zusammensetzung der Tränenflüssigkeit hätte er gemerkt; Na Cl, Chloratrium; aber das Haar . . . das verdammte Haar in der Rigorosensuppe! Nun ist alles umsonst gewesen . . . nun ist alles aus! Schade um die viele Wurst und das viele Petroleum! Und die Lage! Hartmoser . . . häng' Dich auf! Selbst wenn man es noch einmal wagen wollte, es wäre ja keine Möglichkeit, ein zweitesmal die Lage auszubringen. Wo sollte man nur das viele Geld hernehmen. Hartmoser, häng' Dich auf!

Geißt das: beim diden Fritz könnte man schon vielleicht noch einmal einen Pumpversuch wagen. Zehn Gulden vom diden Fritz . . . Fünf Gulden vom Unterstützungverein . . . ein paar Gulden ließen sich vielleicht wieder abhungern — — —

Als die Zimmerfrau nach Verlauf einer Stunde bei Hartmoser anklopfte, bekam sie keine Antwort.

„Gott im Himmel! Er wird sich doch nichts angetan haben.“

Sie öffnet die Tür und findet ihn nicht in der Bude. Zu Tode erschrocken eilt sie an das offene Fenster. Am Ende hat er sich in seiner Verzweiflung hinuntergestürzt.

„Herr Hartmoser!“ schreit die Alte in heller Angst.

Der Student kroch eben mit zwei arg hergenommenen Büchern im Arm unter der Bettstatt hervor:

„Was schreien Sie denn so, Frau Huber! Suchen Sie mir sofort alle Blätter zusammen, die noch auf dem Boden herumliegen und geben Sie alles auf den Tisch! Zeben Bettel, verstehen Sie! . . . es sind wichtige Sachen!“

Der Student begann die zersehten Seiten sorgfältig zusammenzulegen; die getnickten Buchdeckel bog er nach Möglichkeit gerade, die zerknüllten Schriften rollte er vorsichtig auseinander und strich sie glatt. Bis das ganze Rigorosummaterial wieder halbwegs geordnet auf dem Tische lag, war es Abend geworden. Der Student rief nach der Zimmerfrau.

„Frau Huber! Wo stehen Sie denn? Na endlich! Also, Frau Huber, passen Sie gut auf! Holen Sie mir um zehn Kreuzer Wurst, einen Keil Schwarzbrot und um zwölf Kreuzer Petroleum.“

„Ein Stück Aepfelsirudel habe ich Ihnen aufgehoben,“ bemerkte Frau Huber.

Der Student winkte ab.

„Dankel Ein geistiger Arbeiter braucht Fleischnahrung!“

Dann rauchte er sich eine Pfeife an und setzte sich an den Tisch. Er nahm den tausend Seiten starken Band zur Hand, den er vorkin mit ungezählten Fußtritten bearbeitet hatte. Er schlug ein Kapitel auf: Das Haar. Bald sah er unbeweglich, in das Studium vertieft. Er hatte den Kopf auf die Hände gestützt und hielt die Finger wie Schirmklappen über die empfindlichen Augen.

Das Haar ist ein Gebilde, welches . . .
So muß der arme Teufel für den Haarspalter weiter seine
ste Jugendkraft vergeuden.
O du herrliche . . . du goldene Studentenzzeit! —

Kleines feuilleton.

— **Schädliche Gase.** Monteure und Bauarbeiter kommen öfter in die Gefahr, schädliche Gase einatmen zu müssen und daran zu ersticken. Gefahr erwächst auch aus der Rettung derart Verunglückten. Die „Fabrikfeuerwehr“ stellt in folgendem kurz die Maßregeln zusammen, mit denen man, ohne sich selbst zu sehr auszusetzen, die bewußtlos Gewordenen behandeln soll. Ist Kohlendunst oder ausströmendes Gas die Veranlassung, so öffne man der Ofen oder schließe das Gasrohr und bringe den Verunglückten sofort in ein anderes Zimmer. Wo dies nicht angeht, öffne man alle Türen und Fenster. Befinden sich die Erstickten in Brunnen, Lothgruben, Schächten, Abzugskanälen oder an anderen unterirdischen Orten, so muß zunächst untersucht werden, ob ein hinabgelassenes brennendes Licht verloscht. Ist dies der Fall, so darf der Raum nicht eher betreten werden, bis durch brennendes Stroh oder abgebranntes Pulver, hinabgeschüttetes Kaltwasser oder durch Luftzug die Luft möglichst verbessert ist. Immer muß der Rettende mit der größten Vorsicht hinabsteigen. Er bedecke sich Mund und Nase mit einem Schwamm oder Tuch, in Kaltwasser getränkt. Er befestige um seinen Leib einen Strick, mittels dessen er selbst im Falle der Gefahr herausgezogen werden kann. Sobald der Erstickte in freier Luft sich befindet, lege man ihn auf den Rücken, mit erhöhtem Kopf, reinige Mund und Schlund, besprengt kräftig Gesicht und Kopf mit kaltem Wasser, mache kalte Uebergießungen und verfähre weiter ebenso wie bei Erhängten und Ertrunkenen. Es gehören leider die Erstickungen (oder eigentlich Vergiftungen) durch Kohlendunst, veranlaßt durch zu frühen Verschluss der Ofenklappe oder durch den Gebrauch von Kohlenbeden, zu den häufigsten Unglücksfällen. Wenn nicht Rauch oder eigentümlicher Geruch vorhanden sind, so glaubt mancher, die Ofenklappe sei nicht zu früh geschlossen. Dieser Irrtum hat schon vielen das Leben gekostet. Der Kohlendunst entwickelt sich aus den nicht gehörig ausgebrannten Kohlen, auch ohne daß Rauch und Geruch im Zimmer sich bemerkbar machen. Er tötet am sichersten den Schlafenden, aber auch der Wachende wird oft so plötzlich von der vergiftenden Gewalt des Kohlendunstes ergriffen, daß er zwar den dumpfen Kopfschmerz und die zunehmende Bewußtlosigkeit noch fühlt, aber nicht mehr die Kraft hat, dem Gifte zu entfliehen, sondern bald das Bewußtsein ganz verliert, in Scheintod fällt und ohne die schleunigste Hilfe seinen Geist aufgibt. Gleiche Gefahr wie der zu frühzeitige Verschluss der Ofenklappe bringt das veräuferte Verschließen einer Gasröhre, wobei bei dem immer mehr zunehmenden Gebrauche der Gasbeleuchtung in Wohnhäusern nicht genug gewarnt werden kann. Die Gefahr durch ausströmendes Leuchtgas beschränkt sich überdies nicht auf den Raum, in dem das unverlöschende oder schadhafte Rohr sich befindet, sondern das überaus flüchtige Gas kann auch weiter in die benachbarten Räume eindringen und den hier Schlafenden Gefahr bringen. Räume, in welchen mutmaßlich ausgetrübtes Gas sich befindet, hüte man sich mit Licht zu betreten. —

en. **Die Totenliste des Winternebels.** Ein echter und rechter Winternebel hat für die Sterblichkeit in einer Großstadt weit mehr zu bedeuten, als man sich im allgemeinen vorstellen dürfte. Einmal wachsen selbstverständlich die an sich nicht geringen Gefahren des Straßenverkehrs ganz erheblich, woraus sich eine Steigerung in der Zahl der Unglücksfälle ergibt, außerdem tritt stets während oder nach einem schweren Nebel eine Vermehrung der Erkrankungen an Augen-, Nasen- und Lungenleiden ein. Wie aus London mitgeteilt wird, stieg nach dem letzten schweren Nebel in Manchester die Sterblichkeit plötzlich von 21,6 auf 26,4 für das Tausend der Einwohnererschaft, was, auf das Jahr berechnet, ein Mehr von über 22 v. H. bedeuten würde. Von diesen Todesfällen war fast die Hälfte auf Erkrankungen der Atmungsorgane zurückzuführen. Angefichts solcher Tatsachen wird man sich in den Städten, wo schwere Nebel nicht zu den Seltenheiten gehören, endlich mit Ernst fragen müssen, ob der Mensch nichts gegen sie ausrichten oder ob er nicht wenigstens ihre schädlichen Einflüsse vermindern könnte. Wenn auch mit dem Vorschlag, den Nebel durch elektrische Ströme zu zerstreuen, vorläufig nicht viel anzufangen sein wird, so darf und muß man doch vor allen Dingen darauf bedacht sein, die Rauchplage in den Großstädten zu bekämpfen, weil der Rauch und Dunst in der Luft einen Nebel dicker und gefährlicher machen. Daß die Totenliste der Winternebel noch bedenkllicher ausfällt, als es durch jene Statistik entwirrt wird, ist ganz selbstverständlich, weil sich die Folgen der während eines Nebels erworbenen Erkrankungen noch auf Wochen hinaus bemerkbar machen müssen, so daß die plötzliche Steigerung der Sterblichkeit nur einen Teil des Schadens anzeigt. Bestimmt sagen läßt es sich ja nicht, aber es wird doch vermutet und behauptet, daß dem Nebel gewissermaßen sein Gift genommen werden würde, wenn man seine Sättigung mit dem Rauch der Großstadt verhinderte, was natürlich nur durch Veseitigung des letzteren geschehen könnte. Auf einer großen Viehschau in London, die dort

um die Weihnachtszeit stattzufinden pflegt, starb einmal eine ganze Anzahl dieser überfütterten, aber deshalb besonders wertvollen Tiere nach dem Eintritt eines Nebels und ohne Zweifel durch dessen Einfluß. Was auf das Vieh in solcher Weise wirkt, kann für den Menschen auch kaum gesund sein. —

Geschichtliches.

— **Reichsgeschichtliches aus dem Hauenstein.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Im Breisgau-Berein „Schauinsland“ in Freiburg i. Br. hielt Landgerichtsrat Birkenmayer einen Vortrag über Reichsgeschichtliches aus dem Hauenstein. Er gab darin ein Bild aus der Geschichte eines der merkwürdigsten Staatengebilde. Des Hauensteiner Landes Hauptort war die gleichnamige Stadt am Rhein. — Jetzt die kleinste Stadt des Deutschen Reiches, denn das Städtchen hat noch nicht 200 Einwohner. Zu der sonderbaren Gemeinschaft der Hauensteiner (vom Volke kurzweg „Auf dem Wald“ genannt) gehörten etwa die nunmehrigen Bezirke: St. Blasien, Waldshut, Säckingen und Laufenberg. Das Erbe des Abels im Hauenstein traten Mitte des 13. Jahrhunderts die Habsburger an, und nun regelte ein besonderer Vertrag die rechtlichen Angelegenheiten. Wer nicht folgte, der wurde aus dem Lande geschafft. Das Sibirien dieser Verbannten hieß Kroatien. Dort leben noch heute Nachkommen von Deportierten. Die Justiz der Hauensteiner, in deren Geschichte auch das Kloster St. Blasien und der bekannte Salpeterkrieg hineinspielten, hatte besondere Orte für Verhandlungen über Freie, Leibeigene usw. Während dabei in der Regel ungeladene Personen ihre Beschwerden vorbrachten, kam es doch auch zur Ladung bestimmter Leute. Es wurde dabei folgender Brauch geübt: Traf der Lader die gewünschte Person nicht daheim, so drehte er in deren Hof einen großen Stein um; der Heimkehrende sah dann aus diesem beredten Zeichen, wessen Befehl er Folge zu leisten und wohin er sich zu begeben habe. Diese merkwürdige Art der Ladung ruft die Erinnerung wach an den uralten Stab, der in alter Zeit von Hütte zu Hütte getragen wurde, als Zeichen vorstehender Gemeindeversammlung sowie an den späteren Gemeinbeschlägel (eine die schriftliche Order festhaltende Keule), der vom Bauer dem Nachbarn mit Betrach über das Hofstor an die Tür geworfen wurde und auf die gleiche Weise weitergegeben werden mußte. —

Humoristisches.

— **Hoher Besuch.** Großherzogin (in der Kunstausstellung vor modernen Bildern): „Gott, daß die Leute immer wieder solche Sachen malen, sie sollten doch nun wissen, daß mein Mann so etwas nicht leiden kann.“ —

— **Aus dem juristischen Examen.** „Herr Kandidat was verstehen Sie unter idealer Konkurrenz?“
„Wenn ein Konkurrent dem andern Kunden zuweist.“ —

— **Sie kennt ihn.** „Hast Du gehört, Else, der Fanny ihr Papa, der neulich gestorben ist, hat nach seinem Tode noch einen Orden bekommen.“
„Ach nee! Wenn das mein Papa hört, bringt er sich um.“ —
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— **Yffland über Theaterkritik.** In der Rechtfertigung seiner Theaterverwaltung vom 27. Juli 1813 äußert sich Yffland folgendermaßen: „. . . Die in jedem Bierladen liegenden Zeitungen zerreißt auf mutwillige Weise jede Neuheit. „Es ist nichts dran, die Zeitung sagt's, ich gehe nicht hinein.“ Damit werden von einzelnen, ehe das Publikum hat urteilen können, alle neuen Stücke fast zerrissen. Ich habe der Kasse wegen gebeten, es möchten alle Rezensionen bis nach gegebener dritter Vorstellung verboten werden. Man hat dies „als der Freiheit des Urteilens entgegen“ versagt.“ —

— 1850 000 Mark kostet der Umbau des Schauspielhauses. —

— Das königl. Institut für Glasmalerei in Charlottenburg geht zum 1. April ein. Die Privatindustrie hat es tot gemacht. In der letzten Zeit war das Institut nur noch mit Restaurierungsarbeiten beschäftigt. —

— **Paul Haustein,** das jüngste Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, kehrt wieder nach Stuttgart zurück und tritt in die Lehr- und Versuchswerkstätte als Lehrer ein. —

— **Fladora Duncans Wohltätigkeit.** Die Darfußtänzerin wurde unlängst ersucht, bei einer Wohltätigkeitsvorstellung mitzuwirken. Sie schlug die Bitte ab und meinte, sie lenne nur eine Wohltätigkeit — und das sei ihr Portemonnaie. —

— **Abgetrumpft.** Eine nette, kleine Frau mit einem Kinde stieg in Graz in den Straßenbahnwagen. Obwohl das Kind einen Fahrchein für sich bekam und Anspruch auf einen Platz gehabt hätte, nahm sie es doch auf den Schoß und trat seinen Platz an einen grimmig dreinblickenden Herrn ab. Das Kind zappelte vor Vergnügen über all das Neue, das es beim Fahren zu sehen bekam und berührte dabei mit einem seiner Schübe das Weinleid des Herrn. „Sie denken wohl, verehrte Frau,“ rief er aus, „Sie befinden sich hier in Ihrer Privatequipage?“ — „I bewayne,“ war die prompte Antwort. „Denn dann säßen Sie nicht drin.“ —